

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 36 (1956-1957)
Heft: 9

Rubrik: Kulturelle Umschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KULTURELLE UMSCHAU

Heilen statt Strafen

Zur Stuttgarter Tagung der Gemeinschaft «Arzt und Seelsorger»

Seitdem es eine menschliche Gemeinschaft gibt, wird man auch das Problem der Strafe kennen. In jüngster Zeit, seitdem die Psychologie das menschliche Wesen von einer vertiefenden Seite her beleuchtet, kam durch den Aspekt des Heilens auch dort ein neues Denken hinein, wo man bisher die Strafe als das Mittel der Wahl betrachtet hatte. Der Stuttgarter Tagung, welche diese Problematik mit dem Titel «Heilen statt Strafen» in den Mittelpunkt rückte, brachte man entsprechend großes Interesse entgegen. Sie war überaus zahlreich besucht und die Referate von Juristen, Geistlichen und Psychotherapeuten wurden denn auch lebhaft, zum Teil heftig diskutiert. Mit dem Tagungsthema, trotz des Untertitels «zur Therapie und Prophylaxe jugendlicher Kriminalität», wurde allerdings die Kritik provoziert. Ein Schweizer Referent stellte etwas zynisch fest, man könne diese Ankündigung, wäre sie mit Ausrufszeichen geschrieben, im vornherein nicht akzeptieren — man hätte sie mit Fragezeichen setzen müssen. Die Organisatoren der Tagung waren sich der Fragwürdigkeit der Ankündigung voll bewußt, und sie meinten mit dem «Statt» ebensogut das «Oder» wie auch das «Und». Denn die Strafe zu ersetzen durch Heilung wäre ein Unterfangen, das generell gesehen als höchst fragwürdig zu gelten hätte. Dies wußten auch die Veranstalter, ebenfalls die Referenten, und die Zusammenarbeit, die Verständigung von allen Seiten litt nicht darunter.

Die Referate von juristischer Seite zeigten die Bemühungen, die überall im Gange

sind, um durch eine zeitgemäße Gesetzgebung dem jugendlichen Kriminellen gerecht zu werden. Durch das Thema der Tagung eingestellt, berührten die Referenten hauptsächlich die Probleme des Strafvollzuges und mit diesem insbesondere die Fragen nach Erziehung, Strafe, Straffreiheit und Psychotherapie. Es kam dabei nicht nur zum Ausdruck, daß sich die Verantwortlichen der Aufgabe, der verwirrten Problematik und des ihnen entgegengebrachten Vertrauens bewußt sind, sondern daß von vielen Seiten ein ernsthaftes Ringen ausgetragen wird. Dieses Ringen gilt vor allem den Widerständen, die durch Affekte auftreten; diese sind wohl selten so heftig wie bei einem Thema, das die Kriminalität des Menschen berührt.

Dem Psychologen ist es kein Geheimnis, warum Jugendliche und Erwachsene, dabei auch Gebildete und Hochstehende, von einem guten oder schlechten Kriminalroman gefesselt werden. Es ist dies nicht nur einem «Sensationsbedürfnis» zuzuschreiben. Wir erinnern uns an das Goethe-Wort, mit dem er uns gesteht, er wäre zu jedem Verbrechen fähig, oder an das chinesische Sprichwort, das von einem Staatsanwalt sagt, er müsse ein ebenso-guter Ankläger wie auch Verbrecher sein. Wo wir diese Tendenzen in uns nicht anerkennen können, sondern sie unbesehen verurteilen, sind wir gerne bereit, den andern ebenso zu verurteilen.

Dieser Exkurs sei erlaubt, um die Schwierigkeiten einer Verständigung zu verdeutlichen, die den Teilnehmern und Referenten ein Anliegen war. Diese Ver-

ständigung wurde noch erschwert, weil die Teilnehmer verschiedenen Fakultäten und Berufen angehörten. Man war daher nicht erstaunt, aber doch schmerzlich beeindruckt von Berichten, die von kompetenter Seite über die Bemühungen der «Großen Strafrechtskommission» in Bonn vorgebracht wurden. Die «Große Strafrechtskommission» richtete sich mit der Frage nach den Möglichkeiten der heilerzieherischen und psychotherapeutischen Betreuung jugendlicher Rechtsbrecher an Kapazitäten. Es wurden einige Antworten (von psychiatrischer Seite) wörtlich zitiert, die solche Möglichkeiten überhaupt nicht in Betracht ziehen. Wir fragen uns, ob diese Kapazitäten die vielseitigen und ernsthaften Bemühungen von psychotherapeutischer und psychiatrischer Seite überhaupt kennen, ganz besonders die Arbeiten eines Bowlby, Bovet, Spitz u. a. So zeigten auch Referate von Psychotherapeuten durch kasuistische Darstellungen einige einleuchtende Heilungen von Delinquenten, und es bedurfte fast böswilliger Spitzfindigkeit, wenn man diesen die Absicht zuschrieb, mit den psychotherapeutischen Möglichkeiten ein Allheilmittel zu verkünden. Die großen Schwierigkeiten, mit denen die Psychotherapeuten bei der Behandlung jugendlicher Delinquenten zu kämpfen haben, wurden in andern Referaten deutlich hervorgehoben. Es wurde besonders auf die Verstrickung der psychologischen, religiösen, medizinischen, soziologischen und biologischen Probleme hingewiesen. Gerade diesen Zweck und Sinn hat diese Tagung erreicht: eine Orientierung von verschiedenen Standorten, die sich alle mit demselben Problem, mit dem Menschen und seiner Not auseinandersetzen.

Von geistlicher Seite (katholischer und evangelischer) wurde zum Tagungsthema die Problematik der Schuld, der Sühne und der Vergebung in den Mittelpunkt gerückt. Die affektive Vergeltung wurde dem heilenden Strafen gegenübergestellt. Im christlichen Gedanken ist mit dem Strafen das Heilen gedacht. Wo keine Vergebung ist, kann keine Hilfe sein (dieser Gedanke ist im psychotherapeutischen Handeln tief verankert).

Diese Tagung zeigte aufs neue ein-

drücklich, daß durch unsere Lebensform mit der stets steigenden Forderung an die Humanität fast unüberwindliche Probleme gestellt sind. Die Überwindung dieser Probleme steht zeitlich weit hinter dem zivilisatorischen Stand unserer Lebensform zurück. Es sind die Errungenschaften aus Wissenschaft und Technik, die stets nach Neuerungen auf allen Gebieten rufen. Diese Errungenschaften sind aber von allen Seiten derart zahlreich, umstürzend und überstürzend, daß die kulturellen Forderungen leicht zu überhören sind. Denn die humanen Forderungen rufen nach Zusammenarbeit aller Wissensgebiete.

Das Tagungsthema «Heilen statt Strafen» hat dieses Ineinandergreifen deutlich angezeigt. Theologie, Justiz und psychologische Antropologie wurden aufgerufen, um eine Verständigung zu suchen. Die Psychotherapie, als jüngste dieser Wissenschaften, begegnet noch großer Skepsis. Dies um so mehr, als sie ihren Standort weder durch eine klar umgrenzte Ausbildung, noch durch eine staatlich kontrollierte Ausübung bis jetzt festigen konnte. Die Skepsis, mit der ihr oder dem einzelnen Psychotherapeuten begegnet wird, ist daher auch begreiflich, und sie fordert um so strengere Selbstbesinnung und Selbstkontrolle. Dies darf vom Berichterstatter als praktisch tätigem Psychologen wohl gesagt werden: unsere Möglichkeiten, jugendlichen Kriminellen durch Psychotherapie oder durch eine psychologisch orientierte Nacherziehung zu helfen, sind noch gering. Wir suchen mit unseren Patienten zusammen, ob Neurotiker, Verwahrloste oder, um den umstrittenen Ausdruck «Psychopathen» zu gebrauchen, neue Grenzen und Möglichkeiten, und zwar solche, die sowohl der Persönlichkeit des Patienten als auch der Gemeinschaft entsprechen. Diese Zusammenarbeit ist nur möglich, wenn der Patient einen «Heilungswillen» mitbringt, d. h. die Bereitschaft zu Einsicht und Selbstbesinnung.

Ein Vertreter der Bundesanwaltschaft rief dem Auditorium zu: «Überfordern Sie die Justiz nicht!» Wir möchten antworten: «Man überfordere die Psychologie, den Psychotherapeuten nicht.» Der Referent, der von der Tagung bereichert und

ergriffen heimkehrte, erkennt den Sinn der Auseinandersetzung in den Bestrebungen aller Teilnehmer, die Grenzen und Möglichkeiten der andern Fakultäten ken-

nen zu lernen und sie, so gut wie immer möglich, anzuerkennen — ebenso tolerant und großmütig, wie wir unsere eigenen Grenzen kontrollieren und anerkennen.

Jacques Berna

Westdeutsche Zeitschriften

Bert Brecht

Die Nachricht vom Tode Bert Brechts hat in der westdeutschen Presse ein lebhaftes Echo gefunden. Dieser Mann hatte sich, für bürgerliche Augen, in ein gefährliches Zwielicht gestellt: er war Dichter, aber er war auch Kommunist! Und so hatte man Grund genug, seine merkwürdige Erscheinung etwas genauer zu betrachten.

Der Suhrkamp-Verlag hat in einem hübschen Bande eine gute Auswahl von Brecht-Gedichten zusammengestellt. Es finden sich hier auch die Verse, die Brecht in seinem skandinavischen Exil gegen die Nationalsozialisten geschrieben hat. Hat der ein Recht, gegen den braunen Terror zu wettern, der den roten bedingungslos annimmt? Heinz Beckmann verneint dies in seinem Aufsatz im *Rheinischen Merkur* vom 14. September 1956. Es ist in der Tat nicht leicht einzusehen, wie der gleiche Mann, den «das Entsetzen über die Reden des Anstreichers zum Schreibtisch drängte», den ruchlosen Unterdrückern des Berliner Volksaufstandes hat huldigen können.

Und doch liegt die Lösung dieses Rätsels schon im Wesen von Brechts Dichtung beschlossen. Diese Dichtung ist in mancher Hinsicht experimentell und von Umständen bedingt, die außerhalb eines organischen, schöpferischen Prozesses liegen.

Durchgeht man die Gedichte, so findet man als tiefste und literarisch belanglose

Schicht die kommunistischen Kundgebungen. Diese sind bei Suhrkamp kaum vertreten, jedenfalls nicht in krassen Beispielen. Es handelt sich um bestellte Lobhudeleien auf Pieck, auf die Moskauer Metro, auf Stalin persönlich. Diese Verse sind zu schlecht, als daß man darüber reden müßte.

Eine zweite, wesentlich bessere Schicht bilden die Songs und Balladen; es sind weniger Gedichte im eigentlichen Wortverstand als vielmehr Gesangseinlagen aus den Theaterstücken, zum Beispiel aus der «Dreigroschenoper». Diese Einlagen haben etwas Zugriffiges, Schmissiges, und ihre Keckheit versöhnt uns einigermaßen mit ihrem dürftigen Gedankengehalt. Sie drücken einen klassenkämpferischen Materialismus aus, hinter welchem sich ein durchgängiger Nihilismus verbirgt. «Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral», heißt es da, oder: «Wenn einer vorübergeht und hat Geld/Schlag ihm auf den Kopf und nimm dir sein Geld:/Du darfst es!» Mit solch anarchistischen Songs ist Brechts gesamtes Theaterwerk durchsetzt.

Aber dann gibt es doch eine dritte Schicht von echten, mitunter ergreifenden Gedichten, die alle in der Suhrkamp-Sammlung vertreten sind. Dazu zähle ich etwa: «Von der Freundlichkeit der Welt», «Vom Sprengen des Gartens», «Ballade von des Cortez Leuten» oder «Das Schiff». Eine tiefe, weltflüchtige Melancholie, eine innige Wehmut spricht schließlich aus Gedichten wie «Erinnerung an die Marie A.», «Die Liebenden» und zum Teil auch aus

dem großen Gedicht «An die Nachgeborenen», trotz der kargen Sachlichkeit seines Stils.

Brecht war vielleicht von der Morschheit der bürgerlichen Gesellschaft, der er zu Leibe ging, echt überzeugt. Aber er wollte doch auch als Bürgerschreck wirken. Die stilistischen Lässigkeiten, das Platte, Grobe und Stoßende in den Theaterstücken ist Absicht, so wie er überhaupt sehr bewußt gearbeitet hat. Die Welt seiner früheren Dramen, vom «Baal» bis zum «Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny» ist ganz destruktiv; diese Welt ist eine Unterwelt. Die Männer Vagabunden, Mörder, Zuhälter, Schieber; die Frauen Huren; das Lebenselixier ist der Schnaps oder bestenfalls der Whisky; die Polizisten und die Mörder stecken unter einer Decke. Die Handlung scheint weniger wichtig als die Atmosphäre, dieses gnadenlose Herumstehen auf dem Asphalt.

Übrigens widerspricht die Theaterwirkung der Stücke meistens der Theorie, die ihnen der diskussionstolle Brecht nur zu gern anhängte. Walter Jens bemerkte in seinem «Protokoll über Brecht» (*Merkur*, Oktober 1956) sehr zu Recht, daß niemand in dem Helden der Dreigroschenoper, dem Bandenchef Macheath, eine «bürgerliche Erscheinung» erblickt, wie es in den Anmerkungen heißt. Er ist, sagt Jens, «nur ein Gauner, den der Bourgeois überhaupt nicht für ernst nimmt, geschweige, daß er sich in irgendeiner Form provoziert fühlte...» Und auch die Songs sind eben nicht, wie marxistische Interpreten behaupten, «zynische Äußerungen des Kleinbürgertums», sondern eben — marxistische Äußerungen, voll Lust am Aufwiegeln und an der Anarchie.

Denn Brecht ist, prinzipiell gesehen, ein Anarchist. Gesetz und Gericht scheinen ihm nicht zum Schutz, sondern zur Ausbeutung der Menschheit geschaffen zu sein. Als Anarchist hätte er an sich auch einer andern extremistischen Bewegung als dem Kommunismus verfallen können,

wenn auch nicht zu leugnen ist, daß der theoretische Kommunismus seiner Haltung am weitesten entgegenkam.

Das Weltbild Brechts stammt, wie Herbert Lüthy in einem bedeutenden Aufsatz schildert (*Die Zeit*, 23. August 1956), aus der «Weimarkultur» der Zwanzigerjahre, aus jener schwulen Zeit des Nachkriegselends und der glücklos versuchten Demokratie. «Brechts Werk und Geist», sagt Lüthy, «lebten aus jener kurzen, intensiven Blütezeit anarchischer Unrast und radikalen Experiments, die sich in anderthalb Jahrzehnten der Republik wie ein Feuerwerk versprühte, um in der Hitlerischen Polarnacht unterzugehen...» Der Dichter ist im Grunde genommen ein *Désabusé*, ein kulturmüder Intellektueller. Er hat das Elend dieser Erde, nicht nur das soziale, sondern das Elend überhaupt, sehr tief empfunden. Und da die Götter keine Hilfe gewähren — man denke, Welch eine klägliche Rolle die Götter etwa im «Guten Menschen von Sezuan» spielen —, muß der Mensch sich selber umtun. Aber wenn er sich umtut, stößt er mit andern Menschen zusammen, kann nicht gut sein, wie er wohl im Innersten möchte. Der tiefe sittliche Indifferentismus von Brechts Anfängen scheint in seinen besten Stücken, in den Stücken der Exilzeit, einer gewissen Ratlosigkeit zu weichen, die doch auch das Mitleid kennt. Ich denke hier an den «Guten Menschen von Sezuan», wo sich manches Ergreifende, ja Rührende findet. Aber das sind Stimmungen, die bei dem Dichter nur zu rasch vorübergehen, bourgeoise Relikte vielleicht, die es zu tilgen gilt. «Es hätte wenig Sinn, aus Brecht... eine tragische Figur zu machen», sagt Herbert Lüthy zu Recht. Er war eben doch ein Kompromißler und ein nüchterner, kalter Rechner. Sein Werk hat er doppelt ausfertigen lassen: Die echten Fassungen brachte er in dem geshmähten kapitalistischen Westen in Sicherheit, wo wiederum der *Suhrkamp-Verlag* eine schöne vierbändige Dramenausgabe herausgebracht hat. Die «stuben-

reinen» und bis zur Unkenntlichkeit angepaßten Versionen dagegen leben in östlichen Lizenzausgaben fort. Und für diese hat er sich, nach Lüthy, in Westwährung auf schweizerisches Bankkonto auszahlen lassen!

Brauner und roter Terror

Es wird in der westdeutschen Presse häufig darüber diskutiert, ob der Nationalsozialismus tot sei. Eine entsprechende Umfrage hat die *Gegenwart* (Heft 266) veranstaltet. Ich war immer überzeugt, daß diese Epoche den absoluten Tiefpunkt der deutschen Geschichte darstelle. Indessen hört man die wahrhaft beunruhigende Behauptung, auf den Nationalsozialismus könnte etwas Schlimmeres nachfolgen!

Die NSDAP war eine Massenorganisation mit ein paar Schaufenster-Helden und pseudo-weltanschaulichen Spruchband-Phrasen — und all dies um so gefährlicher, als es von denkenden Menschen lange, zu lange nicht ernst genommen wurde. Der Nationalsozialismus als historisches Ereignis ist wohl ein- für allemal tot, unter den Trümmern von 1945 verschüttet. Aber der Nihilismus, die Ranküne der Entwurzelten, woraus diese Blüte trieb — das kann, wenn es das Unglück will, auch wieder andere Blüten treiben. Die wirtschaftliche Wohlfahrt Westdeutschlands, die einen schrankenlosen Materialismus fördert, wird dies jedenfalls gar nicht verhindern können.

Die Geschichte des Dritten Reiches ist überreich dokumentiert und heute ganz überblickbar. Denn die Nationalsozialisten begnügten sich nicht damit, ihre Opfer zu vergasen — sie führten auch noch Kartothek darüber! Häufig besprochen wurde ein Buch von *H. G. Adler, Theresienstadt 1941 bis 1945*, welches das Schicksal einer von der SS terrorisierten Zwangsgemeinschaft schildert. Man vergleiche dazu den Aufsatz von *Karl Buch-*

heim im *Merkur* vom August 1956. Das böhmische Städtchen Theresienstadt wurde zum Ghetto für die Juden auserkoren, die aus dem Westen herangeschoben wurden waren und gelegentlich, im Zuge der «Endlösung», nach dem Osten weitergeschoben werden sollten. Die Juden hatten eine fiktive Selbstverwaltung zu betreiben mit einem «Judenältesten» und einem «Ältestenrat». In Wahrheit regierte die SS und führte ein Schmarotzerleben auf Kosten ihrer Opfer. Was hat diese Leute zu ihrem satanischen Handeln bestimmt? Weder eine «Weltanschauung» — es war keine da — noch auch immer ein «Führerbefehl»; der böse Spieltrieb, die Anmaßung taten das meiste. Von Zeit zu Zeit wurden die Juden weitergeschoben, der Vernichtung zu. Und dies war ihre ständige, furchtbare Angst, eine tierische Angst, unter deren Druck sie hündisch wurden und so den Dünkel ihrer Henker noch steigerten¹⁾). Man wird sich hier an die Tagebücher der tapferen Anne Frank erinnern und nicht ohne tiefe Niedergeschlagenheit die ganze Gemeinheit ermessen, deren die Menschheit fähig ist.

Es bedarf aber kaum eines Nachweises, daß Nationalsozialismus und Kommunismus innerlich sehr viel verwandter sind miteinander als jede der beiden Richtungen mit der Demokratie. Stalin war der Aufstieg Hitlers lieber als die ihm völlig fremde Weimarer Republik. Die Schlagwörter waren verschieden, der Nihilismus im Grunde gleich. Abgesehen von der weltanschaulichen Tünche bestand die Verschiedenheit eigentlich darin, daß die Kommunisten mehr Realpolitiker waren, Rechner auf längere Sicht, während die Nationalsozialisten ihr Spiel oft auf eine Karte setzten. Hitlers Kriege waren An-

¹⁾ Vgl. auch Emil Utitz: Psychologie im Konzentrationslager Theresienstadt, A. Sexl, Wien 1948, besprochen von Dr. Fritz Rathenau, einem Insassen von Theresienstadt, in den «Schweizer Monatsheften», Januar 1949 (Schriftleitung).

griffskriege, während die Kommunisten sich den Anschein eines vaterländischen Verteidigungskrieges geben konnten. Es darf in diesem Zusammenhang erwähnt werden, daß sich Hitlers letzte militärische Anstrengung, die Ardennenoffensive, gegen den Westen richtete, zu einer Zeit, da die Russen schon an der Oder standen. Nicht ohne eine tiefe, zerknirschte Befriedigung sah Hitler den Einbruch der Russen in Zentraleuropa. Ahnte er doch, daß dies der nachhaltigste Schaden war, den er den «faulen» Demokratien hatte zufügen können.

Rußland «von oben» und «von unten»

Die Zahl der Zeitschriftenaufsätze über Rußland ist Legion. Die meisten befassen sich mit jenem Rußland «von oben», das als Zentrale des Weltkommunismus seine Macht und seinen Terror ausstrahlt. Ist dieses Rußland überhaupt Rußland?

Der Engländer *Walter H. Johnston* erörtert in der Zeitschrift für übernationale Zusammenarbeit, *Dokumente*, vom Juni 1956 den Besuch der russischen Staatsführer in England. Über die Maßen diskutiert wurde auch die sogenannte «Abkehr vom Stalinismus». Ein bewährter Kenner, *Franz Borkenau*, schreibt hierüber im Juliheft der Zeitschrift *Zeitwende, die neue Furche* einen Aufsatz, der das ganze Problem auf das scharfsinnigste und erbaumungsloseste analysiert. Die gängigen Schlagwörter «kollektive Führung» und «Rückkehr zum Marxismus-Leninismus» sind nichts als Attrappen, Schaustellungen für naive Gemüter. Die «kollektive Führung» erweist sich als notgedrungenes Übergangsstadium; «sie muß», sagt Borkenau, «logisch zur Einmannidiktatur zurück- oder zur revolutionären Sprengung des Regimes hinführen». Der «Marxismus-Leninismus» ist vollends nur eine bewußt irreführende Phrase, weil sie von einem

Ding spricht, das es in Wirklichkeit nicht gibt. Der heutige Sowjetstaat ist nämlich dem eigentlichen Marxismus vollständig entfremdet. Nicht die Arbeiterschaft beherrscht den Staat, sondern der Staat beherrscht die Arbeiterschaft. Der Staat ist eine bürokratisch-autoritäre Riesenorganisation, sakrosankt, undiskutierbar. Und gerade Lenin war es, dessen politische Praxis völlig wegführte von Marx' Theorien: er entmündigte die Arbeitermassen, indem er sie den immer selbstherrlicheren Gruppen der «Berufsrevolutionäre» unterwarf, aus deren Kreisen schließlich der Diktator aufgestiegen ist. Lenin war also wesentlich, wenn auch wider Willen, ein Vorbereiter Stalins. Man kann sich demnach denken, was vom «Marxismus-Leninismus» zu halten ist.

Viele Wunschdenker im Westen erträumen sich eine Liberalisierung des Kommunismus, und die Ereignisse dieses Jahres scheinen ihnen gewissermaßen recht zu geben. Aber sie scheinen wohl nur... «Entweder», sagt Borkenau, «wird der Terrorapparat wiederhergestellt oder das Regime geht unter. Tertium non datur... Der Kommunismus wird totalitär und terroristisch sein oder er wird nicht sein.»

Erfreulicher sind die Berichte, die uns das heutige Rußland «von unten» schildern: das russische Volk in seinem Alltag, sofern er für ausländische Betrachter sichtbar geworden ist. In diesem Zusammenhang darf man etwa das schöne *Atlantis*-Heft vom Oktober 1956 erwähnen — die Zeitschrift ist ja auch in Deutschland verbreitet — oder den fesselnden Aufsatz des italienischen Romanschriftstellers *Alberto Moravia* im *Monat* vom September dieses Jahres. Es wird viel gearbeitet in der Sowjetunion, die industriellen Fortschritte der letzten Jahrzehnte sind enorm, wenn sie auch mit den rigorosesten Mitteln erzwungen worden sind. Das Straßenbild der Städte belebt eine nüchterne, graue Menschheit, die ganz aufzugehen scheint

in der Arbeit. Der Lebensstandard ist tiefer als im Westen, die Motorisierung weniger fortgeschritten, die Menschen gehen einfacher, um nicht zu sagen primitiver gekleidet: die wollenen Kopftücher und die Baumwollfähnchen der Frauen machen auch nicht den leitesten Anspruch auf Eleganz. Es kommt eben dem Kommunismus auf andere Dinge an. Wo aber einmal etwas «Chic» in Erscheinung tritt, erinnert er an verschollene Zeiten — so wie überhaupt das gesamte gesellschaftliche und künstlerische Leben in der Sowjetunion eine Stilverspätung von ungefähr einem halben Jahrhundert aufweist. Die Wartesäle von Flughäfen sind im Biedermeierstil gehalten, viel Plüscht und rote Samtvorhänge finden sich neben den obligaten Stalin- und Leninbildern, die in einem heroisierenden Naturalismus gemalt sind. Auch erstklassige Hotels haben noch das altbürgerliche Gehaben der Jahrhundertwende. Keine Spur von «moderinem Stil»

im offiziellen Sowjetrußland, alles ist gleichgeschaltet auf einen pathetischen Naturalismus ganz unkünstlerischer Art, wie ihn sich der einfache Bürger wünschen mag. Das geht so von den Monumentalbauten der Ministerien und Hochschulen bis zur Metro hinunter. Die «austerity» im städtischen Leben darf man wohl nicht, wie Moravia es tut, auf den bäuerlichen Charakter des russischen Volkes zurückführen, sondern auf die Strahlung des allmächtigen Staates.

Wenn dieses Bild etwas grau scheint, so wird es doch allenthalben aufgehellt durch die liebenswürdige Menschlichkeit der Russen, die sich nicht hat abtöten lassen. Moravia bemerkt «das Familiäre, Langsame, aber auch Herzliche... in der Sowjetunion... selbst dort, wo das Technische vorherrscht». Welch eine Ironie des Schicksals, daß dieses schlichte, ergebene, tief menschliche Volk ein paar Massenmörder zur Waffe dienen soll!

Arthur Häny

Frank Martins «Der Sturm» in New York

Unter den lebenden Schweizer Komponisten ist heute, nach dem Hinschied Arthur Honeggers, Frank Martin der im Ausland bekannteste. Das Tristan-Oratorium «Le vin herbé», die Vertonung von Rilkes «Cornet» und innerhalb der Instrumentalmusik die aparte «Petite symphonie concertante» erfreuen sich internationaler Wertschätzung. Der Opernbühne ist Martin, der das Dramatische vor allem in stimmungshaften Verkleidungen liebt und pflegt, bis in das höhere Alter fern geblieben. Mit vierundsechzig Jahren aber hat er kürzlich die Vertonung von Shakespeares stimmungsgetränktem Alterswerk «Der Sturm» abgeschlossen. Die Urauf-

führung hatte am 17. Juni in der neu eröffneten Wiener Staatsoper stattgefunden. Am 11. Oktober brachte das Werk in der mit Spannung erwarteten amerikanischen Erstaufführung die New York City Center Opera, wobei es leider auf ziemliche Ablehnung sowohl in Presse als in Publikum, aber auch auf viel (an und für sich noch deprimierendere) Indifferenz und auf Mißverständnis stieß.

Das Mißverständnis liegt nahe. Martins «Sturm» gehört zu jenen Werken, die nicht von den herkömmlichen Kategorien der Oper her zu verstehen sind. Zwar haben diese Kategorien (namentlich jene des sängerischen Ausdrucks dramatischer Im-

pulse) ihre Berechtigung immer wieder bewiesen, aber es gibt einige wenige Stücke, welche ihnen widersprechen können und doch bedeutende Werke bleiben. Zu ihnen möchte wohl jeder, der sich wirklich in die Musik hineingehört hat, diese Vertonung zählen, obschon (oder weil?) sie auf jede Dramatisierung des Geschehens vollkommen verzichtet, also im landläufigen Sinne sicher keine Oper ist. Ein passender Name wäre etwa «lyrisches Bühnenoratorium». In New York aber ist sie von der Seite des «epischen Theaters» mißverstanden worden, wie es sich in der modernen Musik etwa in Strawinskys «Ödipus rex» ausgeprägt hat und welches sich von der lyrischen Stimmung vor allem durch seine Illusionslosigkeit abhebt. Schon der Charakter von Shakespeares Werk, dem Martin mit größter Gewissenhaftigkeit nachgespürt hat, hätte vor dieser Mißkonzeption bewahren müssen.

Das realistische Mißverständnis war besonders erschreckend gegenüber der Gestalt des Luftgeistes Ariel, den Martin durch einen Tänzer darstellen läßt, während ein Chor, von einem kleinen Orchester untermalt, den Text von hinter der Bühne auf schwebenden Melodien vorzutragen bestimmt ist. Die Regie kam auf den unglücklichen Gedanken, Chor und Orchester auf die Bühne zu stellen (etwa wie das kleine Orchester der «Geschichte eines Soldaten» von Strawinsky) und die Tänzerin mußte ihre Pantomime zwischen hart-stimmungslosen Dekorationen und den Musikständern der im Smoking erschienenen Musiker absolvieren. Diese Disposition ist der Idee der Martinschen Musik sowohl als der dramaturgischen Idee der Aufteilung der Ariel-Gestalt konträr. Martin galt es, die Irrealität des Ariel nicht so sehr sichtbar, als hörbar zu machen. Die geheimnisvolle musikalische Qualität, mit der die Erscheinung Ariels im Shakespeareschen Text ausdrücklich assoziiert wird, war der Ausgangspunkt von Martins ganzer Komposition. Hier

schien ihm die natürliche Quelle einer möglichen «Sturm»-Vertonung zu liegen. (Schon einige Jahre früher hatte des Musikers Phantasie die Ariel-Partie umkreist und eine erste chorische Vertonung geschaffen.) Die New Yorker Inszenierung, die Hintergrundschor und -orchester gleichsam zu Ariels Tanz «aufspielen» läßt, mußte das Stück am Lebensnerv treffen.

Von den Ariel-Szenen griff das Mißverständnis auf andere Gebiete über. Inmitten gänzlich unatmosphärischer Dekorationen konnten sich vor allem die großen Szenen Prosperos, sein bewegendes Gespräch mit Miranda und sein Abschied nicht entfalten. Wenn trotzdem einige Werte der mit einer hochdifferenzierten und oft impressionistischen Lyrik erfüllten Musik zur Geltung kamen, so dank dem Verdienst einiger sehr guter Sänger-Darsteller und der mustergültigen musikalischen Leitung Erich Leinsdorfs, des neuen künstlerischen Leiters der Oper. Martins «Sturm», der es angesichts des durch und durch undramatischen Charakters und der vornehmen Dezenz der Musik nicht leicht haben wird, ein Publikum zu finden, hätte man eine kongenialere Inszenierung gegönnt.

Die Aufführung von Martins Oper war durch eine momentane Krise der City Center Opera zwar nicht unmittelbar betroffen worden, doch kam sie mitten in die Unsicherheit der Zeit zu liegen. Während das mit City Center verbundene Sprechtheater und Ballett ausgezeichnet arbeiten, ist der Opernzweig dieses jüngeren Unternehmens nicht nur vor, sondern auch nach dem kürzlich erfolgten Wechsel in der Leitung (vgl. «Schweizer Monatshefte», März 1956, S. 674/678) von der finanziellen Krise geschüttelt, welche dem Opernliebhaber wieder einmal vor Augen führt, auf welch schwankenden Füßen trotz manchem Glanz die ganz privatwirtschaftlich arbeitenden amerikanischen Opernunternehmen notwendiger-

weise stehen. Die gegenwärtige Krise wurde namentlich durch neuerliche, sehr hohe Lohnforderungen der Gewerkschaften des Bühnen- und des künstlerischen Personals ausgelöst, welche sogar der Ende Oktober fälligen Saison der Metropolitan-Opera fast das Lebenslicht ausgeblasen hätten. Auf der positiven Seite der amerikani-

schen Opernpraxis steht momentan die Gründung eines namentlich für die Television bestimmten Operntheaters durch die National Broadcasting Corporation, welche mit dieser Gründung den bei der Auflösung des Toscanini-Orchesters (NBC-Orchestra) erlittenen Prestigeverlust wieder etwas wettgemacht hat.

Andres Briner